

Neue Wege zum inneren Frieden.

„Ein neuer Evangelischer Bund!“ Unter dieser merkwürdigen Aufschrift entwickelt Professor Dr. M. Kade in seinem Wochenblatt „Die christliche Welt“ (1918, Nr. 4) einen Plan, wie „die beiden Konfessionen in Deutschland“ ihr gegenseitiges Verhältnis zueinander friedlicher und erträglicher gestalten könnten. Da auch in dieser Zeitschrift schon wiederholt von dem ersehnten inneren Frieden auf religiösem Gebiete die Rede war, und da Kade ausdrücklich bittet, man möge sich zu seinen Vorschlägen äußern, so möchten wir dieses Ersuchen nicht unbeachtet lassen.

Der Artikel, in dem Dr. Kade seinen Vorschlag näher auseinandersetzt, ist der Abschluß einer Reihe von Aufsätzen über „das künftige Verhältnis der beiden Konfessionen in Deutschland“. Zu dieser Redeweise müssen wir zunächst wieder daran erinnern, daß der bisherige Unfriede, wo er vorhanden war, nicht darin seinen vornehmsten Grund hatte, daß zwei Konfessionen oder zwei Bekenntnisse, ein katholisches und ein protestantisches oder „evangelisches“, miteinander stritten¹. Die schlimmsten

¹ Die Lebensart von den „zwei Konfessionen“ ist falsch und verwirrend, wie früher in dieser Zeitschrift (91. Bd. 1916, S. 589) gezeigt wurde. Wir können uns heute auf zwei neue Urkunden beziehen, die für uns sprechen. S. M. der deutsche Kaiser sagt in dem Dankschreiben an Exzellenz Dr. Dryander, mit dem er die Glückwünsche der preußischen Generalsuperintendenten zum Reformations-Jubiläum beantwortete:

„Um so tiefer empfinde ich am Erinnerungstage des 31. Oktober den Dank für die religiösen und sittlichen Kräfte, die unsere evangelische Kirche . . . im friedlichen Wettbewerb mit den andern Kirchen dem Vaterland geleistet hat.“ (Der Reichsbote Nr. 558 vom 1. Nov. 1917.) In dem Dankschreiben an den nämlichen Dr. Dryander für die Glückwünsche zum Namenstage (27. Jan. 1918) sagt er: „Ich vertraue darauf, daß unsere evangelische Kirche . . . mir nach siegreich beendetem Krieg helfen wird, in friedlichem Wettstreit mit den andern Konfessionen Wunden zu heilen, Gegensätze zu versöhnen.“ (Reichsbote Nr. 49 vom 27. Jan. 1918.)

Die Zweizahl der Konfessionen wird also auch vom Kaiser abgelehnt, darum spricht er nicht von der andern Konfession, sondern von den andern Konfessionen, wie auch von „den andern Kirchen“.

Angriffe, die am meisten erbittern mußten, kamen durchweg nicht aus den Reihen der bekennnistreuen Protestanten, seien sie lutherisch, reformiert oder uniert, sondern zumeist von den Sekten und den konfessionslosen, dissidentierenden, freiprotestantischen, freireligiösen, freimaurerischen, monistischen Christen und Nichtchristen, gewisse Israeliten nicht zu vergessen. Man denke nur an die Art, wie vor dem Kriege vielfach die sozialdemokratischen Blätter und Redner gegen jede Art von Religion und Christentum zu Felde zogen. Ganz folgerichtig haben daher sowohl Dr. Fr. Thimme in seinem Buch „Vom inneren Frieden“ als der in seinen Spuren wandelnde Berliner „Reichsausschuß zur Pflege des inneren Friedens“ sich bemüht, alle diese Richtungen und Parteien einer religiösen oder „konfessionellen“ Verträglichkeit günstig zu stimmen. Man wird nicht sagen können, daß dieses Bemühen bei den Katholiken auf besondern Widerstand gestoßen sei. Wenn man dem verstorbenen Erzbischof von München, Cardinal v. Bettinger, über die vielbesprochene „konfessionelle Neuorientierung“ Pläne und Wünsche vortrug, pflegte er zuerst zu fragen: „Aber wo waren denn bei uns vor dem Kriege die erbitterten konfessionellen Kämpfe? Ich weiß nichts von solchen.“ In Süddeutschland hatten sich gewiß die Protestanten nicht über bittere Anfeindungen von katholischer Seite zu beschweren. Wenn im Norden oft laute Klagen der Katholiken über fehlende Gleichberechtigung und unparitätische Behandlung geäußert wurden, so wird jetzt auch auf der Gegenseite anerkannt, daß die Katholiken ein gutes Recht zu ihren Klagen hatten und noch haben. Wer sein Recht in erlaubten Formen wahr, darf nicht als Friedensstörer behandelt werden. Doch wir können das jetzt ruhen lassen; denn daß außerdem noch in manchen Kreisen eine gereizte Stimmung als Nachhall des unseligen Kulturkampfes schlummerte, soll durchaus nicht geleugnet werden. Auch diese Gemüter werden unter dem Eindruck der furchtbaren Ereignisse anderer Sinnesart Raum geben.

Dr. Kade ist nun sicher ein Mann, der in hohem Maße befähigt ist, ein Erhebliches zur Anbahnung einer größeren Verträglichkeit zwischen Katholiken und Protestanten beizutragen, denn in seiner sehr einflußreichen Zeitschrift hat er und einige seiner Mitarbeiter manches verständige, verständnisvolle und anerkennende Wort über die katholische Kirche und deren Angelegenheiten geschrieben. War er doch seit Jahren trotz seiner stark betonten Mitarbeit am Evangelischen Bund ein ausgesprochener Gegner jener Parteigenossen, welche sich der Aufhebung des Jesuitengesetzes in den Weg stellten.

Seine oben erwähnte Artikelreihe beginnt er denn auch damit, daß er sich die Einrede, als kenne er den Katholizismus und die Katholiken nicht, mit allem Nachdruck verbittet. Soweit Buchgelehrsamkeit diese Kenntnis vermitteln kann, wollen wir ihm nicht widersprechen. Aber eine wirkliche Vertrautheit mit dem Denken und Fühlen aufrichtiger, wurzelechter Katholiken, ein Einfühlen in ihre Sinnesart ist ihm, wenn wir recht sehen, nicht gegeben, sonst würde er nicht seine lange Tätigkeit im Evangelischen Bund und Gustav-Adolf-Verein als stärksten Ausweis seiner Befähigung ausspielen. Indessen betont er selber, daß es für seinen Zweck der Verständigung weniger auf die Wissenschaft als auf den guten Willen ankomme. Damit hat er sicherlich recht.

„Die Hauptleistung“, sagt er, „fällt dem Willen zu. Wollen wir Frieden mit unsern katholischen Brüdern? Wollen wir ihn trotz dieser schweren Last unserer vierhundertjährigen Geschichte? Trotz Jesuitenorden, Gegenreformation, Syllabus und Modernisteneid? Trotz der Gefährdung unseres Prestiges im Deutschen Reich und in Preußen? Trotzdem daß wir protestantisch sind bis auf die Knochen?“ (Die Christl. Welt 1918, Nr. 1.)

Hierauf weist Rade in einem zweiten Artikel darauf hin, daß er, um diesen Willen zu fördern, zuerst in Dr. Thimmess Buch „Vom inneren Frieden“ und dann im „Fränkischen Kurier“ seine Gedanken über den Weg zum Frieden der getrennten Christen dargelegt und von katholischer Seite ein überraschend freundliches Echo gefunden habe. Domdekan Dr. Kiesel in Regensburg habe ihm in mehreren Artikeln der „Augsburger Postzeitung“ eine im ganzen zustimmende und förderliche Antwort erteilt. Zwar sei sein Versuch, die Verschiedenheit der beiden Mächte dahin zu bestimmen, daß in der katholischen Religion Mystik, Autorität und Askese, im Protestantismus Kritik, Freiheit und Gesinnung das vorherrschende Element sei, von Kiesel in einer Weise mit Schweigen umgangen worden, die einer „höflichen Ablehnung“ ähnlich sehe; aber um so bereitwilliger und sachkundiger habe der katholische Gegenpart sein weiteres Verlangen erfüllt, man möge es auch Luther gegenüber „zu einem ruhigen Urteil und zu einer Anerkennung seiner Vorzüge bringen“. Kiesel in seinem Hochlandartikel über Luther (November 1917) und die „Augsburger Postzeitung“ in ihren Glückwunschartikeln zum 31. Oktober 1917 hätten bewiesen, daß man auf katholischer Seite bereit und befähigt sei, dieser Pflicht geschichtlicher Objektivität gerecht zu werden.

„Man versteht schwer“, sagt Dr. Rade, „daß jene drei Glückwunschartikel der gut katholischen Zeitung in protestantischen Kreisen nicht mehr Aufsehen

gemacht haben. Während ihr freches, aber doch mit Humor zu nehmendes Wort von dem katholischen und blau-weißen [Rade schreibt „schwarz-gelben“] Kurs unter Hertling schnell seine weite Verbreitung gefunden hat, erfahren die wenigsten etwas von der viel merkwürdigeren Tatsache, daß hier drei Nummern lang eine katholische Stimme zu unserem Reformationsfest Glückwünsche darbringen durfte. Sie klingen aus in die Losung: Wir wollen einander verzeihen! Wir wollen einander achten! Wir wollen einander kennenlernen. Und sie gehen mit gutem Beispiel voran: „Es ist sonnenklar, daß unsere Gefühle — bei dieser Erinnerung — sehr verschieden sind von denen unserer konfessionell getrennten Volksgenossen. . . . Aber wir können uns unschwer in die Seelen unserer getrennten Brüder, die ja in gutem Glauben sind, hineindenken und ohne Mißgunst ihre Freude sehen und ihnen gönnen. Ja, in einer Zeit, in welcher die blödeste religiöse Negation so weit um sich gegriffen hat, liegt es nahe, einer Freude, die aus tiefer religiöser Überzeugung hervorgeht, unsere Achtung zu zollen, und des freuen wir uns“ (Die Christl. Welt 1918, Nr. 2).

Dieser Festgruß aus katholischem Munde und Kieffs friedfertige und klare Antwort haben es Dr. Rade angetan, daß er den Kampf mutig aufnehmen will gegen die Widerstände, die seiner Friedensarbeit drohen. Er meint nämlich:

„Die Friedensarbeit wird zugleich ein Kampf sein. Ein Kampf gegen zwei Fronten. Ebenso die Katholiken wie die Protestanten, die den Frieden wollen, werden es zu tun bekommen mit den Gliedern der eigenen Kirchengemeinschaft, die eine Gefährdung und Verleugnung der eigenen Sache darin sehen. Und sie werden alle Ursache haben, auf der Hut zu sein gegenüber jenen Genossen der andern Macht, die den heutigen Zustand der Feindschaft für den von Gott und der Geschichte gewiesenen ansehen. . . . Will man die Rede noch deutlicher, so kann ich etwa sagen: Wir Protestanten werden auf unsern Evangelischen Bund ebensowenig verzichten wie die Katholiken auf ihren Jesuitenorden, aber die Friedensfreunde beider Konfessionen werden für die gemeinsame Absicht eben an diesen und verwandten Stellen großer Widerstände gewärtig sein müssen. Dementgegen haben wir für uns den uns heute so vertrauten Vorteil der „inneren Linie“.

Auch zwischen jenen zwei Mächten des Unfriedens, den „Fanatikern“, den „Bekennern der religiösen Spaltung“, besteht nach Rade eine Verwandtschaft, aber es ist das Verhältnis der äußeren Linie, wo „Einheit des Geistes und Kommandos mangelt“.

„Dagegen wir, die den Frieden suchen, müssen Fühlung gewinnen, der Einigkeit im Geiste uns bewußt werden, schließlich auch Einheit des Handelns anstreben. Das alles ist recht wohl möglich, sobald wir uns nur darüber klar sind, daß die innere Linie unser ist.“

Zunächst sei es Tatsache, daß die getrennten deutschen Christen infolge des Krieges einander nähergetreten seien. „Die Freiburger Abwehrschrift

ist dafür die ewige, umfassende Urkunde; ein ganzer Wald von Zeugnissen vom maßgeblichen Bischofswort bis zum unmaßgeblichen Zeitungsartikel steht um sie her." Aber auch religiös, sagt er, haben „die beiden Konfessionen“ ihr Gemeinsames.

„Nur die Form und Formel muß gefunden werden, in der diese ebenso zum Ausdruck kommt, wie jene einst im Auseinandergehen zum Ausdruck gekommen ist. Statistisch, politisch, kirchenhistorisch sind die beiden Konfessionen ‚Christenheit‘, ‚abendländische Christenheit‘; also ihr eines Gesicht ist nicht einfach verlorengegangen. Es schaut uns oft genug an, ohne daß wir es wissen.“ . . .

„Wir Friedfertigen in beiden Kirchen haben hier den zwei Jahrtausende umfassenden Zusammenhang für uns. Wir haben die innere Linie. Es wird alles darauf ankommen, daß wir sie ausnützen. Es wird eine Weise des Vorgehens gefunden werden müssen auf Grund dieser Voraussetzung“ (Die Christl. Welt 1918, Nr. 3).

Soweit ist Rade in den drei Artikeln gekommen, und nun folgt das Ergebnis, wie er es sich denkt:

„Die Sache, um die es sich hier handelt, muß entschlossen angefaßt werden. Sie muß ihre Stärke darin bewähren, daß sie sich dem Fegfeuer der öffentlichen Erörterung in beiden Lagern unterwirft. Es wird sich irgendwie um einen neuen Evangelischen Bund handeln zur Wahrung auch deutscher, aber gemein-christlicher Interessen. Dabei braucht und soll gar nicht alsbald an eine feste Vereinsbildung gedacht sein, aber eine willenskräftige Fühlungnahme Gleichgesinnter wird stattfinden müssen.“

„Indem ich von einem neuen Evangelischen Bunde rede, möchte ich mich gleichzeitig zu dem alten bekennen. Ich habe ihm von den Anfängen seiner Gründung an nahegestanden. . . . Den katholischen Volksgenossen aber, die sich über seine Existenz beschwerten, wird man antworten dürfen: Wollt ihr von eurem Jesuitenorden nicht lassen, so wir nicht von unserem Evangelischen Bund. Es dient zu unserer Beruhigung, daß wir diese Organisation der Wachsamkeit und Abwehr haben. Noch ist die ‚allgemeine Abrüstung‘ nicht zum Vertrage erhoben. Aber andere Zeiten, andere Bedürfnisse. Damals Hintergrund der Kulturkampf, heute dieser Weltkrieg mit seinen konfessionellen Erfahrungen. Die Folgen daraus zu ziehen, bedürfen wir einer entgegengesetzten Bildung und Bindung. Möglichst lose, unbefangen und ungezwungen, aber ein Zusammenkommen, Zusammenstehen, Zusammenschlagen gleichgesinnter verwandter Menschen wird es sein müssen. Ich werfe mein Netz aus als ehrlicher Fischer, ich suche Handwerksgefelln in beiden Lagern. Und ich bitte die öffentlichen Stimmen hüben und drüben um ihre unverhohlene Meinung.“ . . .

„Fremd wie wir uns sind, wird es zuerst gelten, eine Sprache zu finden, die wir beide verstehen. Der gegenwärtige Zustand wird gegenseitig begriffen, über die Bedingungen einer möglichen Verständigung Einigkeit erzielt werden müssen. Grundvoraussetzung ist, daß wir zu beiden Teilen Christen sind und

das Evangelium miteinander gemein haben. In diesem Sinne also: auch ein Evangelischer Bund. Da gilt es, sich einander klarzumachen den Sinn der Lehren, Grundsätze, Überlieferungen, Einrichtungen, Sitten, gottesdienstlichen Formen und den Wert, den wir je darauf legen. Immer wird man vertrauen, daß man ein gut Stück Wegs wird zusammengehen können, und darauf gefaßt sein, daß dann der Punkt kommt, wo wir auseinandergehen. Man wird die Beschwerden des andern Teils hören; wo man sie abstellen kann, das Seine dazu tun; wo nicht, Verständnis dafür haben, was Charakter bedeutet" (Die Christl. Welt 1918, Nr. 4).

Man wird vielleicht fragen: Wozu diese langen Zitate in einer Sache, die mit wenigen festen Worten abzutun ist? — Wir haben dafür gute Gründe. Wir möchten vor allem Dr. Rade nicht unrecht tun, weil man das niemand tun darf, und weil uns Rades ehrlicher Friedenswille unbezweifelt feststeht. Hätten wir mit eigenen kurzen Worten oder mit einigen ohne Zusammenhang ausgehobenen Stellen des besprochenen Artikels gesagt, was er meine, so hätte man die Fragestellung als parteiisch bezweifeln oder bestreiten können. Ferner sind wir auch nicht gesonnen, Rades Vorschlag mit kurzen Worten oder gar mit einem Fußtritt abzufertigen, obwohl er die deutschen Jesuiten zu den friedensstörenden Fanatikern wirft, gegen die der neue Evangelische Bund seine Schützengräben anlegen soll.

Diese Zeitschrift hat, wie gesagt, schon seit Kriegsbeginn der Verträglichkeit und dem konfessionellen Frieden das Wort geredet und ähnlich wie Rade den Versuch gemacht, über Vorbedingungen, Wege und Ziele dieser Verständigung eine Aussprache anzuregen¹. Auch in Thimmes mehrgenanntem Friedensbuch steht neben Dr. Rades Namen der eines Mitarbeiters dieser Zeitschrift, dessen Beitrag sich sehen lassen kann und auch Anerkennung fand. Aber ein Meinungsaustrausch darüber, worin im einzelnen dieses Sichvertragen und Sichverstehen gelegen sei und welche Bedingungen zu erfüllen seien, ist damals nicht in Fluß gekommen. Jetzt nimmt Rade diesen Faden wieder auf und bittet um Gegenrede. Das ist ein Gewinn, und wir danken ihm dafür.

Wir freuen uns auch, daß er offen anerkennt, wir seien zu beiden Teilen Christen und haben das Evangelium miteinander gemein. Damit ist stillschweigend zugegeben, daß es ungehörig ist und gegen gute

¹ Man sehe u. a. diese Zeitschrift: „Soll der Burgfriede unter den religiösen Bekenntnissen von Dauer sein?“ 89. Bd. (Juli 1915) S. 386 ff. — „Ein Weg zum konfessionellen Burgfrieden: Wahrung guter Sitte“. 91. Bd. (Sept. 1916) S. 587 ff.

Sitte verstößt, wenn in einer gewissen, ihm nicht unbekannten Presse die Namen „Christlich“ und „Evangelisch“ mit Beharrlichkeit dort gebraucht werden, wo allein das Wort „Protestantisch“ am Platze wäre. Eine solche Sprache gibt ohne weiteres zu verstehen, die Katholiken seien nicht christlich, nicht evangelisch, und ist darum beleidigend. Wir haben früher (91. Bd., S. 589) auf diese kleine und doch wichtige Unart hingewiesen. Dort haben wir auch Einspruch erhoben gegen den besonders vom Evangelischen Bund geförderten Sprachgebrauch, beharrlich nur von „römischer Kirche“, „römischen Priestern“, „römischen Christen“ zu reden, wo unter gebildeten Leuten von der „katholischen Kirche“ usw. die Rede sein sollte. Schon vor mehr als 20 Jahren wurde folgende Parole ausgegeben:

„Ich gehöre zu denen, welche es sich zur Aufgabe gesetzt haben, den unberechtigten Namen ‚katholisch‘ (das sind wir Christen alle mit den Griechen, Armeniern und allen sonstigen Denominationen, denn katholisch heißt: allgemein) durch den richtigen ‚römisch‘ zu ersetzen. Namentlich in Schule und Konfirmandenunterricht ist das sehr angebracht.“¹

Der letzte Satz beweist aufs hellste, daß es von unserer Seite sehr angebracht ist, gegen diese Unart zu protestieren. Wie wirksam Arenfeld mit seinem Lösungswort Schule gemacht hat, ist leicht zu beobachten.

Das sind ja nur Nadelstiche, aber selbst Prof. Dunkmann hat ein Gefühl dafür, wie furchtbar erbitternd sie wirken. Wir möchten also zunächst Dr. Rade fragen, wie er über diese „Wahrung guter Sitte“ denkt, und ob er dafür in seinen Kreisen werben wolle.

Dies vorausgeschickt, wollen wir gern unsere Ansicht über seinen neuen Evangelischen Bund aussprechen.

In Thimmes Buch hat Rade seinen Vorschlag zum friedlichen Zusammenleben der Bekenntnisse auf das staatlich-nationale Lebensgebiet beschränkt, und so fassen auch die andern Mitarbeiter diesen inneren Frieden auf. Schon damit wäre ungeheuer viel erreicht. In den Artikeln des „Fränkischen Kuriers“ und jetzt in der „Christlichen Welt“ (Nr. 2, S. 24) dagegen fordert er, daß die Gemeinsamkeit auch auf die eigentliche „innerste religiöse Sphäre“ übergreifen müsse. Dazu soll der neue Evangelische Bund helfen. Obwohl Dr. Riefl bemerkte, wir Katholiken können uns mit diesem Gedanken einverstanden erklären, hat Rade doch aus dessen

¹ „Den römischen Christen das Evangelium“, von Julius Arenfeld, emer. Pfarrer in Rölln a. Rh. (Kassel 1896) 8.

weiteren Worten eine höfliche Ablehnung herausgelesen, und mit Recht. Die Wendung von der religiösen Sphäre ist eben zweideutig.

Wenn Rade damit sagen will, daß wir uns gegenseitig als Christen anerkennen müssen, die das Evangelium gemeinsam besitzen, gemeinsam das apostolische, nizanische und athanasianische Symbolum bekennen, und auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft sind, so erklären wir uns herzlich einverstanden. Aus diesem Grunde bilden wir in der Tat noch immer eine einzige zusammengehörige Christenheit, ja eine einzige Konfession. Das ist auch der Grund, warum der Papst sich als den Vater aller Getauften betrachtet, auch jener, die das Vaterhaus verlassen und ihm den Gehorsam aufgekündigt haben.

Oder will der Hinweis auf die religiöse Sphäre im Unterschied von der staatlich-nationalen bedeuten, daß die Beweggründe zur dauernden Friedfertigkeit nicht rein weltliche, politische, diesseitige und utilitaristische Motive sein dürfen, sondern aus der innersten sittlich-religiösen Gesinnung, aus dem christlichen Gewissen entspringen müssen? Auch in diesem Sinne unterschreiben wir den Satz. Wir Katholiken alle wissen und bekennen, daß es nicht bloß eine Sache irdischer, staatlicher Zweckmäßigkeit ist, mit andern Religions- und Konfessionsgenossen wie mit Ungläubigen in Frieden und gegenseitiger Achtung bürgerlich zusammenzuleben und deren Rechte nicht zu verletzen, sondern daß wir dazu gerade um unseres katholischen Gewissens willen unter Sünde verpflichtet sind.

So scheint jedoch Rade seine Einladung nicht zu verstehen. Soweit wir seinem Gedanken folgen konnten, sollen die Mitglieder seines neuen Bundes sich mit dem Wesentlichen des Evangeliums, etwa auf Grund von Harnacks „Wesen des Christentums“, als gemeinsamer Grundlage begnügen, die trennenden Mächte, Lehren, Dogmen und Formen aber als etwas Unwesentliches, Variables und Vergänglichendes zu „verstehen“ und zu würdigen suchen, ohne sich wegen solcher „Abiaphora“ die Bruderhand und die Altargemeinschaft zu versagen. Das käme also auf eine neue Union der Bekenntnisse hinaus, auf eine Union nicht von oben herab, von Papst, Bischof und König zum Volk, sondern von unten auf, von Laien und Geistlichen mit Ausschaltung jeder Hierarchie: Demokratisierung, eine neue Art von „Reichskirche“.

Vielleicht wird Dr. Rade mit dem hier entworfenen Abbild seines Bundes nicht ganz einverstanden sein, und man muß zugeben, daß seine

Worte eben wegen des Unbestimmten und Vieldeutigen, das ihnen anhaftet, auch einen etwas weniger schroffen Sinn zulassen; daß sie aber in diese Richtung weisen und zu diesen Konsequenzen führen, ist unsere Überzeugung. Doch wie immer die authentischen Sagen der Bruderschaft schließlich lauten mögen, der Plan ist nach unserer Ansicht nicht lebensfähig. Hier seien nur zwei Gründe aufgeführt.

1. Zum mindesten ist der neue Evangelische Bund überflüssig. Überflüssige Organisationen gründen verbietet sich gerade jetzt von selbst. Auf katholischer Seite sind die Fanatiker, die der Bund bekämpfen soll, gar nicht vorhanden. Rade kämpft gegen Gespenster, er steht noch unter dem Banne jener unzähligen Jesuitenfabeln, die ein so merkwürdiges Kennzeichen unserer hochhistorischen Kultur sind. Nicht ohne Ironie hat P. Duhr seine „Jesuitenfabeln“ einen „Beitrag zur Kulturgeschichte“ genannt. Wenn aber im alten Evangelischen Bund oder sonstwo jenseits der Grenze solche Geister drohen, die der lieben Eintracht widerstreben, so liegt es doch viel näher, daß Rade seine Mitgliedschaft an diesem Verein, dessen Mitbegründer er ist, dazu benütze, um Wasser in den Wein des Fanatismus zu gießen. Von einer Gesellschaft, in der Katholiken eine Rolle spielen, würde der Evangelische Bund und seinesgleichen keine Lehre annehmen.

Überflüssig ist der Bund auch darum, weil die Katholiken schon lang ihre berufenen Wächter gegen Friedensstörer und Fanatiker haben. Dieses Amt versehen an erster Stelle die deutschen Bischöfe. Sie haben es an Worten und Ratschlägen, wie der Friede zu pflegen sei, nicht fehlen lassen. Der gemeinsame Hirtenbrief von Allerheiligen 1917 stellt darüber ganz klare Richtlinien auf, die wir nur zu wiederholen brauchen.

„Es ist der Lieblingstraum mancher Kreise, Katholiken und Protestanten möchten, wie sie im Krieg völlig einmütig Schulter an Schulter für das Vaterland kämpften und bluteten, opferten und litten, so allmählich sich auch im Glauben und in der Religionsübung verschmelzen. Man könnte ja, meinen sie, die konfessionellen Ecken abschleifen, von beiden Seiten Zugeständnisse und Abstriche machen und so sich schließlich auf einer gemeinsamen Glaubensgrundlage zu einer deutschen Nationalkirche einigen.“

„Das sind unsinnige Träumereien. Versuche, ein verschwommenes, interkonfessionelles Christentum zu erfinden, enden im völligen Unglauben, im religiösen Bankrott. Zu solcher Verleugnung der Grundsätze, Verschiebung der Grenzsteine, Verschleuderung von Glaubens- und Gnadenwerten, zu solchem Verrat an unserem Glauben und unserer Kirche sind wir nicht zu haben. Ein Hirt und eine Herde (Jo. 10, 16), das ist ja auch uns eine schöne Zukunftshoffnung. Aber wir dürfen nie und nimmer ihre Erfüllung beschleunigen wollen

durch Preisgabe auch nur eines Pünktleins von dem, was zum Wesen unseres heiligen katholischen Glaubens gehört, wie er durch das Beamtet der Kirche im Namen unseres Herrn und Heilandes uns verkündigt wird.

Je größer die Gefahr der konfessionellen Verflachung, oder, wie man zu sagen pflegt: des Interkonfessionalismus ist, die der Krieg heraufbeschworen hat, desto entschiedener, offener und freudiger wollen wir uns zu unserer Kirche bekennen, in Wort und Leben, im Gotteshaus und in der Welt, in Handel und Wandel, in Kunst und Literatur. So hat der Heiland uns selbst angewiesen, da er uns zuruft: Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater preisen, der im Himmel ist (Matth. 5, 16).

Danach sollen wir uns auch richten, wenn gewisse wirtschaftliche und soziale Verhältnisse den Zusammenschluß der Angehörigen verschiedener Bekenntnisse in bestimmten Vereinigungen und Verbänden nahelegen. Ein solches Zusammengehen in rein praktischen Fragen ist gewiß zulässig. Aber niemand, der offenen Auges in die Welt blickt, wird verkennen, daß solches Zusammenarbeiten unter Umständen zur Gefahr werden kann, und daß diese Gefahr um so größer und ernstler wird, je näher die gemeinsam angestrebten Zwecke sich mit Fragen der Weltanschauung und Religion berühren. Ja es kann hier das Höchste und Größte, das Gott uns gegeben, die unsterbliche Seele und der Glaube, gefährdet werden. Darum ist es heilige Gewissenspflicht unseres obersten Hirten und eurer Bischöfe, zu wachen, daß bei solchen Anlässen der Glaube nicht Schiffbruch leide, daß etwaige Gefahren beseitigt oder nach den Vorschriften und der Übung der Kirche durch wirksame Gegenmittel abgeschwächt werden.

Wo und wann diese Gefahren vorhanden sind, und wie ihnen entgegen gearbeitet werden soll, darüber zu befinden ist Aufgabe der kirchlichen Obrigkeit."

Wenn Rade diese Worte aufmerksam gelesen hat, dann wundert man sich, wie er drei Monate darauf mit so einem Plane an die deutschen Katholiken herantreten konnte. Denn was da herauszuschauen scheint, ist eben das, was die Bischöfe als unsinnige Träumerei und als schwere Gefahr für die katholische Religion, ja als deren Untergang erklären.

2. Der Bund ist darum nicht bloß überflüssig, sondern geradezu unmöglich.

Es gibt in der katholischen Religion zwar einen Unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen Dingen oder Gütern. Auf dem Gebiete der Liturgie z. B. oder der kirchlichen Frömmigkeit und Sitte, der kanonischen Gesetzgebung, der Disziplin und Liebestätigkeit findet sich vieles, was nach Zeit und Umständen geändert werden kann. Aber in der eigentlichen Hinterlage des Glaubens, im Dogma, in der gottgeordneten Einsetzung der Sakramente und der grundgelegten Verfassung der Kirche ist das katholische System ein einheitliches, geschlossenes, unteilbares Ganzes,

wie Dr. Kiefl gegen Rade treffend hervorhob. Hier heißt es, alles nehmen oder alles lassen. Mit einer verständnisvollen Verneigung gegen das Sinnige, Erhebende, Poetische, Psychologische oder Mystische in diesem oder jenem Dogma oder Ritus, bei der man es bewenden läßt, um für die eigene Person auf dem Recht der Freiheit, der Subjektivität und Kritik auch jenen notwendigen Elementen gegenüber zu beharren, kann der Katholizismus keinen Bund flechten und keinen Frieden schließen. Wir sind zwar auch für ein solches rein ästhetisches oder rationalistisches Verständnis dankbar, wenn es an die Stelle der alten rabiaten oder unanständigen Polemik tritt, und für das bürgerliche Sichvertragen der Glieder eines Volkes ist der Umschwung von hohem Wert, aber es ist doch nicht viel mehr als eine verfeinerte Form jener aufgeklärten Toleranz, die stark nach herablassender Verachtung dessen riecht, was man toleriert. Zu einer Gemeinsamkeit des Denkens, Fühlens und Glaubens auf religiösem Boden reicht eine derartige Grundlage nicht aus. Daher möchten wir den Plan für unmöglich halten.

Solange die geschilderten Unterschiede bestehen, können und müssen wir einander als Mitbürger, Volksgenossen, Mitchristen und Brüder in einer gemeinsamen natürlichen Gottesfamilie achten, lieben und in allen Rechten ungekränkt lassen. Im übrigen aber muß es wohl bei jener Art von innerem Frieden sein Bewenden haben, die Rade selbst und andere in Thimmes Buch vom inneren Frieden gezeichnet haben.

Einem Freiprotestanten oder Neuprotestanten von Rades Standpunkt mag das sonderbar und engherzig vorkommen. Aber er kann nicht bestreiten, daß unter seinen eigenen Konfessionsgenossen viele angesehene und urteilsfähige Männer den Unterschied zwischen Freiprotestantismus und Altluthertum oder Altkalvinismus als den Unterschied zwischen zwei verschiedenen Religionen empfinden und beurteilen. Nun ist aber der Abstand zwischen katholischem Glauben und einer dieser protestantischen Religionen ohne Frage größer als der zwischen Alt- und Neuprotestantismus. Unter so ungleichen Genossen also wäre eine Gemeinsamkeit in der innersten religiösen Sphäre ihrer Natur nach widernatürlich, unwahr und gefährlich. Ein Umarmen wird da gar leicht zum Erwürgen.

Das ist der Grund, warum die katholische Kirche jeden Interkonfessionalismus in Gottesdienst, Kirche und öffentlicher Religionsübung, jede liturgische Kultusmengerei und Altargemeinschaft verabscheut und verbietet. Über dieses Verbot, das im Krieg gelegentlich zu Schwierigkeiten und

Mißverständnissen geführt hat, wird vielleicht in anderem Zusammenhang noch einiges zu sagen sein. Hier sei nur bemerkt, daß es nicht verboten und nicht zu tadeln ist, wenn Andersgläubige einem katholischen Gottesdienst beizuhören. So werden jetzt bei katholischen Militär- und Feldgottesdiensten oft protestantische Soldaten anwesend sein, in etlichen Fällen vielleicht sogar die Mehrzahl bilden. Wenn diese nun bei Gelegenheit eines ihrer Kirchenlieder anstimmen, so ist das zwar regelwidrig und objektiv ungehörig. Da es aber offenbar in gutem Glauben und ohne schlimme Absicht geschieht, so werden weder die katholischen Soldaten noch der amtierende Geistliche, wenn er klug ist, ein Aufheben oder einen ärgerlichen Streitfall aus der Sache machen. Zu einem Mitsingen katholischer Soldaten wird es darum nicht leicht kommen, weil ihnen Text und Melodie wahrscheinlich fremd sind.

Das sei gesagt zum Verständnis einer Nachricht, mit der stellenweise viel Wesens gemacht wurde. Katholische und protestantische Feldgräue, hieß es, haben vielfach gemeinsam das Lutherlied „Ein feste Burg“ gesungen. Das soll ein Beweis sein, daß es keine konfessionellen Schranken mehr gebe. Dr. Kade ist der Sache nachgegangen und hat seine Leser im Felde gefragt, was Wahres daran sei. Das Ergebnis war, daß ganze zwei Fälle bezeugt wurden. Ein Leutnant schreibt, bei dem von einem katholischen Pfarrer in den Argonnen abgehaltenen Gottesdienst sei das Lied gesungen worden. „Der Brieffschreiber teilt nicht mit, wer es anstimmte oder anstimmen ließ.“ Im zweiten Fall handelt es sich nicht um einen Gottesdienst, sondern ein Vermundeter im Lazarett spielte auf seiner Mandoline jeden Morgen einen Choral, „die andern sangen mit, ohne Unterschied des Bekenntnisses“ (Christl. Welt 1917, Nr. 52; Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg. 1918, Nr. 5).

Ähnlich verhält es sich mit den Fällen, wo protestantische, anglikanische, mosaische oder islamitische Krieger in Deutschland, Frankreich oder im Orient katholische Kirchengebäude zu ihren Andachten in Beschlag nahmen. Daraus wird niemand auf ein Verschmelzen der Religionen oder Konfessionen schließen oder behaupten, daß ein solches Verhältnis auch für die Friedenszeit vorbildlich sei. Solange der Katholik katholisch und der Protestant protestantisch bleibt — und daß beide so bleiben werden und bleiben sollen, setzt Kade als das einzig Richtige voraus — solange haben wir verschiedene unvereinbare Religionen trotz des vielen Gemeinsamen in fide et moribus; folglich steckt in jeder absichtlichen und vorbedachten Gemein-

samkeit auf streng religiösem Gebiete etwas Unwahres und Ungehöriges, das dem echten Frieden nicht förderlich sein kann.

Gangbarer wäre der andere Weg, den Rade vor zwei Jahren in Thimmes Buch zur Sprache brachte:

„Weshalb soll es nicht in der katholischen Kirche Deutschlands und ebenso bei den evangelischen Kirchen irgendwo eine Instanz oder eine Person geben, bei der die andere Konfession jederzeit Beschwerden und Wünsche vorzubringen in der Lage ist? Weshalb soll unsere vaterländische Gemeinsamkeit nicht stark genug sein, ein solches Organ des Vertrauens haben und drüben hervorzubringen? Muß es so bleiben wie heute, daß jeder konfessionelle Mißstand erst tausendmal empfunden und beklagt und breitgetreten wird, ehe irgend Abhilfe auch nur zu erhoffen ist? Daß überhaupt keine Abhilfe zu erreichen ist außer auf Kriegspfeilen? Ist das würdig? Ist das christlich?“ (F. Thimme, Vom inneren Frieden 139).

Gegen eine solche Instanz ist, wie uns scheint, nichts einzuwenden, und sie könnte viel Gutes wirken und viel Ärgernis verhindern. Die katholischen Bischöfe würden sich ihrerseits über ein Schiedsgericht dieser Art leicht verständigen, wenn vom andern Teil Gegenseitigkeit zugesichert wäre. Aber hier liegt, wie Rade selbst gesteht, wegen der Geteiltheit und Zersplitterung der Protestanten, die praktisch kaum zu lösende Schwierigkeit.

Es geht aber auch ohne jeden schwerfälligen Apparat, ohne neuen Evangelischen Bund und ohne zwischenkirchlichen Gerichtshof, wenn nur auf beiden Seiten unter denen, die zu den Gebildeten zählen wollen, der gute Wille vorhanden ist. Dieser gute Wille zur brüderlichen Verträglichkeit, zur Höflichkeit und Wahrung guter Sitte, zur friedlichen und freudigen Mitarbeit am Wohle des Vaterlandes und aller Mitmenschen ohne engherzigen Unterschied ist ja nichts anderes als jene „bürgerliche Toleranz“, zu der man sich von unserer Seite schon lang bekannte, und die man als den einzig richtigen Weg zum Frieden hochhielt. Vielleicht wird die Gegenseite den Sinn des Wortes, das so oft mißdeutet und verdächtigt wurde, jetzt besser verstehen und gelten lassen. Nur auf diesem Boden hat die Parole: „Das Gemeinsame betonen, das Trennende zurückstellen“, einen gesunden Sinn, während sie im andern Fall gar zu leicht ein Deckblatt der Unehrlichkeit und Heuchelei werden kann.

Können wir also mit dem neuen Evangelischen Bund beim besten Willen nichts anfangen, so soll das uns nicht hindern, den Friedensruf als wertvoll und glückverheißend anzuerkennen. Aber um den Erfolg nicht zu gefährden, möchten wir einem langsameren und behutsameren Vorgehen

den Vorzug geben. Einstweilen kann man fast Woche um Woche in der protestantischen Presse verächtliche oder beleidigende Ausfälle gegen die katholische Kirche, den katholischen Glauben und katholische Einrichtungen finden, die zeigen, daß wir noch weit von jener bescheidenen Verträglichkeit entfernt sind, welche der bischöfliche Hirtenbrief fordert, und wofür wir früher einige Richtlinien aufstellten.

Erst wenn diese erste Staffel der Verträglichkeit glücklich erklimmen ist, können wir uns darüber unterhalten, ob weitere Stufen der Annäherung folgen sollen und welche. Denn auf die christliche Hoffnung, daß einmal die Zeit komme, wo ein Hirt und eine Herde sein wird, wollen wir doch nicht verzichten.

„Des Gemeinsamen wie des Trennenden sich bewußt, Einheit nicht künstlich schaffend, aber der verheißenen Einheit zugewandt“, so muß nach dem Wort des bayerischen Oberkonsistorialpräsidenten Dr. Veit¹ Katholik und Protestant am friedlichen Zusammenleben der Konfessionen arbeiten. Da aber die Bauleute doch schließlich umsonst arbeiten, wenn der Herr das Haus nicht baut, so ist das Wichtigste, daß die Arbeit begleitet sei von dem gläubigen und beharrlichen Gebet: *ut omnes unum*: Daß alle eins seien oder werden.

¹ Neue kirchliche Zeitschrift XXIX (Leipzig 1918), 1. Heft, 8.